



der zaunfink

queere alltagsanthropologie

Selbstbildnis im Fummel

text von dem zaunfink

<https://derzaunfink.wordpress.com>

Diesen Beitrag habe ich für den Sammelband „Selbsthass und Emanzipation“ geschrieben.



Dresden, 2022

malobeo – alternatives café und anarchistische bibliothek

www.malobeo.org

Selbstbildnis im Fummel (unvollendet)

Es war eine alberne Idee gewesen. Meine Schwester wusste so gut wie ich, dass der Homo-Knigge keinesfalls vorschreibt, jeder schwule Mann müsse irgendwann mal einen Fummel anziehen. Aber sie und ich waren damit beschäftigt, die lesbischen bzw. schwulen subkulturellen Reviere zu

durchstreifen und dann unsere Beobachtungen zu Landkarten zusammenzufügen. Neugierige Selbsterfahrungszeiten. Warum sollte ich also nicht einmal eines ihrer Kleider anziehen? So trat ich, in diverse Grüntöne gehüllt, vor den großen Spiegel ... und konnte nichts darin erkennen.

Denn ich war nicht mehr allein. Geister, Bilder und Stimmen hatten den Raum angefüllt und sich vor mein Spiegelbild geschoben.

* * *

Die Kontroverse zwischen Integration und Emanzipation zieht sich wie ein rosa-roter Faden durch die Geschichte der Schwulenbewegung – von ihren frühen Anfängen bis in die Gegenwart. Die einen stellen das

Bedürfnis in den Vordergrund, als gleichberechtigter Teil der Gesellschaft anerkannt zu werden; die anderen glauben, dass Gerechtigkeit nur dann verwirklicht werden kann, wenn wir das bestehende Gefüge von Pri-

vilegien und Normen, das nicht nur Schwule benachteiligt, grundsätzlich verändern.

Wir könnten diese Kontroverse zunächst vereinfacht auf einen Aspekt herunterbrechen: **Es geht um die Bewältigung von Fremdheit.**

Auf der einen Seite wird eine generelle gesellschaftliche Abwertung des „Andersartigen“ als mehr oder weniger unabänderlich angenommen. Die Strategie besteht folglich darin, die Fremdartigkeit des Schwulseins möglichst stark zu reduzieren oder zu verschleiern, um so die Abwertung zu umgehen. Das andere Lager hält die Angst vor Vielfalt für veränderbar und strebt danach, sie aufzulösen. Die Strategie sieht hier also vor, gerade das Fremdartige im Schwulen selbstbewusst zu betonen, die Abwehrreaktionen bis zur

größtmöglichen Sichtbarkeit zu provozieren und dann diese Reaktionen einer aufklärerischen Diskussion zu öffnen, die nicht die Fremdheit, sondern ihre Abwertung infrage stellt.

Die integrationistische Strategie ist folgerichtig verknüpft mit einer generellen Tendenz zur Differenzleugnung: Schwule, so wird hier behauptet, unterscheiden sich von heterosexuellen Männern in keinem einzigen Aspekt als ausschließlich ihrer sexuellen Orientierung. Sie sind ganz normale Männer, nur eben schwul. Und mit der Leugnung geht eine Differenz-*Vermeidung* einher: Die Vertreter dieser Richtung wollen meist möglichst wenig auffallen, sich möglichst wenig unterscheiden, und sie erwarten das nicht nur von allen anderen Schwulen, sondern behaupten sogar, dass jegliche Unterschiedlichkeit jenseits der Sexualität künstlich

herbeigeredet, schädlich und geradezu unnatürlich sei.

Auf der Gegenseite finden wir, oft in Reaktion auf allzu assimilatorische Tendenzen, eine Betonung, ja Überbetonung des Andersseins, das wiederum teils als natürliche Gegebenheit, teils als politisch notwendige Konstruktion oder als beides zugleich behauptet wird.

Bei genauerem Hinsehen können wir erkennen, dass es bei der erwähnten Fremdheit im Kern fast immer um eine Verbindung von *Schwulsein und Weiblichkeit* geht. Das Fremdartige an „den Schwulen“ ist ja nicht ihre Zugehörigkeit zu einer verstörenden Weltanschauung oder irgendeine kollektive Alltagsmarotte. In fast allen Fällen können wir die Befremdung darauf zurückführen, dass, was auch immer bei Schwulen beobachtet oder ihnen einfach

zugespochen wird, als „weibliches“ bzw. nicht-männliches Verhalten gedeutet – und abgewertet – wird. Der Schwule ist seltsam, weil er kein „richtiger Mann“ ist. Und deswegen ist er auch weniger wert als der Heterosexuelle, so suggeriert es die bis heute nicht wirklich durchbrochene sexistische Logik.

Von diesen Grundannahmen ausgehend, können wir die Emanzipationsgeschichte als eine Auseinandersetzung mit *Weiblichkeit* beschreiben. Die Figur der *Tunte* kann dabei als eine Art Leitfossil schwuler Geschichte dienen. Die Tunte, insbesondere die Tunte im Fummel, wird von allen Beteiligten als die materielle Zuspitzung der als „weiblich“ verstandenen Andersartigkeit des schwulen Mannes erkannt. Der Fummel sagt – nein, ich will nicht untertreiben, er schreit: „Ich bin nicht männ-

lich, jedenfalls nicht so wie ihr! Ich bin anders!“

Die Tunte offenbart die dem Schwulen zugewiesene Fremdartigkeit als Unmännlichkeit: seine Femininität, seine charakterliche Weichheit, sein Interesse an vermeintlich weiblichen Tätigkeiten, seine allzu ausgeprägte Empfindsamkeit und Verletzlichkeit. Und das Schlimmste von allem: die Option sexueller Passivität, die auch heute noch als weibliches Attribut gedeutet wird. Sie zeigt seine Nichtzugehörigkeit zur privilegierten Welt heterosexueller Männlichkeit. Tuntigsein macht einen Mann zur wandelnden Normverletzung. Es spielt nicht einmal

eine so große Rolle, ob dieser Mann einen realen Fummel trägt oder ob er auf eine andere Weise ein betont nichtmännliches Erscheinungsbild beschwört – eine tuntige Inszenierung bringt alles zum Aufleuchten, was die Integrationisten (in Einklang mit den Homophoben) verabscheuen, und sie dient genau deswegen emanzipatorischen Aktivist*innen als Instrument der provokanten Selbstbehauptung und der Befreiung. Tuntigkeit löst einen Fremdkörper-Alarm in der heteronormativen Matrix aus. Je nach politischer Perspektive gilt es, diesen um alles in der Welt zu vermeiden oder ihn strategisch geschickt zu nutzen.

* * *

Bevor wir zum Spiegel meiner Schwester zurückkehren, möchte ich anhand von vier kurzen Schlaglichtern

illustrieren, inwiefern die schwule Bewegungsgeschichte als eine Auseinandersetzung mit Weiblichkeit

verstanden werden kann, als eine Pendelbewegung zwischen deren Offenbarung und Verleugnung. Der erste Spot beleuchtet mit Karl Heinrich Ulrichs eine Zeit, in der schwule Bewegung nicht mehr war als ein zarter utopischer Keim, der zweite die Zeit des Wissen-

schaftlich-humanitären Komitees, in der dieser Keim erstmals Knospen trieb. Den dritten Spot richte ich auf die Geburtswehen der zweiten deutschen Schwulbewegung, den vierten auf das zentrale Ritual dessen, was heute noch von ihr übrig ist.

* * *

Befragen wir zum Thema „Fremdheit“ Karl Heinrich Ulrichs – den ersten Menschen, der eine, nun ja, einigermaßen wissenschaftliche Theorie der Homosexualität

aufgestellt hat –, so finden wir bei ihm ein Bekenntnis zur Andersartigkeit als Weiblichkeit, wie man es sich entschiedener nicht wünschen könnte:

„Meine Theorie ist zusammengefaßt in den Worten: Anima muliebris virili corpore inclusa [Anm.: eine weibliche Seele in einem männlichen Körper].“ 1 „Unser Charakter, die Art, wie wir fühlen, unsere ganze Gemüthsart ist nicht männlich, sie ist entschieden weiblich. [...] Den Mann spielen wir nur. Wir spielen ihn, wie auf dem Theater Weiber ihn spielen.“ 2

Wohlgemerkt, hier geht es nicht um Transsexualität. Ulrichs erfand den Begriff *Urning* bzw. *Uranier*, um diejenigen, die wir heute schwule Männer nennen

würden, als eine besondere Art von Menschen zu zeichnen, die von den heterosexuellen Männern vollkommen abgesondert sei. Er ging so weit zu behaupten,

„dass dem Uranier eine bis in die Wurzeln hinein weibliche Natur vom Mutterleibe an innewohnt, dass er also überhaupt mit Unrecht Mann genannt wird. [...] Der Uranier ist eine Spezies von Mannweib.“ 3

Ulrichs warb ausdrücklich um eine bejahende Haltung seiner *uranischen* Zeitge-

nossen zum eigenen Weiblichsein:

„Lasset uns, ihr meine Schicksalsgenossen, uns nicht schämen des weichen und gefühlvollen Elements, das die Natur uns gab. Den Dioningen [Anm.: heterosexuellen Männern] sollen wir es überlassen, ihren Ruhm zu suchen in männlichen Tugenden und Vorzügen. [...] Lasset uns nicht unsere Kräfte vergeuden in dem vergeblichen Ringen, diese männlichen Vorzüge uns künstlich anzueignen.“ 4

Wie dieser leidenschaftliche Appell uns ahnen lässt, wusste Ulrichs schon beim Verfassen seiner Theorie, dass er sein weiblichkeits-

beschwörendes Modell gegen starke emotionale Widerstände einzuführen versuchte. Und doch hielt er genau dies für richtig. Die

politische Strategie seiner Totalabgrenzung war die Forderung nach einer Gerechtigkeit, die ebendiese Besonderheit der *Urninge*

nicht verleugnete, sondern sie umgekehrt zur *Grundlage* einer humanen Neuordnung machte:

„Wir sind gar nicht Männer im gewöhnlichen Begriff. [...] Sind wir aber überall nicht Männer im gewöhnlichen Begriff, so habt ihr auch kein Recht, den Massstab [sic] gewöhnlicher Männer uns aufzuzwängen! Dieser Massstab geht uns überall nichts an: So wenig wie der Massstab des Mannes gültig ist für das Weib. Wir bilden ein drittes Geschlecht. Der Massstab des einen Geschlechtes hat dem anderen überall nichts vorzuschreiben.“ 5

Ulrichs' Gerechtigkeitskampf beruhte also auf einem essentialistischen Differenzkonzept: *Urninge* seien vollkommen anders als andere Männer. Seine politischen Forderungen – vor allem nach der Straffreiheit – gründete er mit beeindruckender Hartnäckigkeit auf das Argument, man möge den *Urningen* doch bitte Gerechtigkeit gewähren, nicht *obwohl* sie anders seien, sondern gerade *weil* sie anders seien. Ulrichs formu-

liert hier die Idee, dass eine größere Gerechtigkeit dann entsteht, wenn wir die Unterschiedlichkeit der Menschen zur Grundlage einer Normveränderung machen. Er nimmt damit den Gedanken vorweg, der alle späteren Emanzipationspolitiken kennzeichnet. Und er behauptet diese Unterschiedlichkeit ganz explizit als *Weiblichkeit* der (noch nicht so benannten) männlichen Homosexuellen.

* * *

Magnus Hirschfeld, Mitbegründer des *Wissenschaftlich-humanitären Komitees* (WhK), propagierte einige Jahrzehnte später bekanntlich das Modell der *sexuellen Zwischenstufen*, das ein komplexes Kontinuum zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit behauptete. Schwule Männer sortierte Hirschfeld in seinem System

einige Schritte abseits des vollkommen virilen Mannes ein. Das stieß auf den Widerstand einiger Protagonisten der Weiblichkeits-Leugnung. Zitiert sei beispielhaft Kurt Hiller, der als späterer Vorsitzender des WhK Hirschfelds Modell durch einen geradezu pathetischen Männlichkeitskult ablösen wollte:

„Die ständige Verbindung des homoerotischen Phänomens mit Effeminationserscheinungen, mit Hermaphroditismus, Transvestitismus und anderen mehr oder minder abstoßenden Naturspielen hat der Aufklärung und Befreiungsaktion für die mannsmännliche Liebe nicht genützt, sondern geschadet. Da, was Sparta stark, einen Michelangelo glühend machte, nichts gemein hat mit Bartweibern, Busenmännern oder sonstigen Monstrositäten, so hätte man den Helden-, den Jünglingskult, die Freude des Mannes am Manne nicht in die Atmosphäre eines sexuologischen Panoptikums tauchen dürfen.“ 6

Im größtmöglichen Kontrast zu Integrationisten wie Hiller standen WhK-Mitstreiter wie beispielsweise Hermann

Freiherr von Teschenberg. Bereits um 1900 widmete dieser Hirschfeld ein Foto, das ihn selbst in verträum-

ter Pose in einer aufwendigen Damengarderobe zeigt, mit dem Hinweis, das Bild stelle seine „wahre Natur“ dar und sei ausdrücklich zur Veröffentlichung freigegeben. Von Teschenberg war lange Zeit das einzige WhK-

Mitglied, das offen zu seiner Homosexualität stand, im Gegensatz auch zu Hirschfeld selbst. 7

Die theoretische und strategische Kontroverse ist zu dieser Zeit also bereits vollständig ausgeprägt.

* * *

Fast genau hundert Jahre, nachdem Ulrichs sich für seine damals buchstäblich unerhörten Forderungen vor dem Deutschen Juristentag in München niederbrüllen ließ, spaltete der sogenannte **Tuntenstreit** die gerade erwachende schwule Bewegung der 1970er Jahre in Westdeutschland. Es war kein Zufall, dass sich die strategische Kontroverse ausgerechnet am Auftritt einiger Aktivisten entzündete, die in Make-up und Fummel an einer öffentlichen Demonstration teilnahmen. Die Bewegung hat-

te sich noch kaum nachhaltig formiert, schon lösten ein paar Männer, die die Verbindung von Schwulsein und Nichtmännlichkeit öffentlich inszenierten, einen emotionalen und politischen Ausnahmezustand aus, der die junge Bewegung wieder zu zerreißen drohte. Der Konflikt um Integration versus Emanzipation hatte damals ohnehin schon geschwelt, aber erst das sichtbare Auftauchen der Tunten brachte die internen Spannungen zur Explosion. Die Fraktion der selbsternannten *Feministen*

fürhte alle Schwulenfeindlichkeit auf die Abwertung von Weiblichkeit zurück. Der „feminine“, also nicht-männliche, Mann erschien ihnen als das schlimmste Bedrohungsszenario des zu überwindenden Patriarchats und wurde genau deswegen zu ihrer politischen Heldenfigur. Der marxistisch orientierte Flügel vermutete dagegen, organisiertes Tuntentum sei der Arbeiterklasse nicht zu vermitteln, und drängte darauf, vor allem die gesellschaftliche Integrationsfähigkeit der Homosexuellen hervorzuheben.

Der *Feministen*-Fraktion dieser Zeit verdanken wir übrigens eine Forderung, deren Radikalität mich heute noch beeindruckt: Jeder schwule Mann solle permanent auf sein Anderssein hinweisen, indem er auch im Alltag Fummel trägt.

Der Fremdheits-Alarm als privater und gesellschaftlicher Dauerzustand – es ist heute noch ein faszinierendes Gedankenexperiment, sich die möglichen Folgen auszumalen, würde diese Forderung konsequent umgesetzt.

* * *

Im Jahr 1972 wurde auf der ersten deutschen Schwulen- und Lesbendemo in Müns-

ter die Tunte noch als der Naturzustand des schwulen Mannes propagiert.

„Tust du auch so normal, eine Tunte bist du in jedem Fall!“,

konnten die damals noch ernsthaft verstörten Zuschauer*innen auf einem

Transparent lesen. Heute ist von dieser selbstverständlichen Verknüpfung nicht

mehr viel zu spüren. Die aufwendiger skulpturierten Halbschwestern der Tunten, die *Drag Queens*, wuchten sich zwar in allen größeren CSD-Paraden treffsicher in den Fokus jeder Kamera, gleichzeitig aber finden gerade sie sich auch regelmäßig im Zentrum der Kritik wieder. Empörte Stimmen, die die provozierende, angeblich peinliche und dem Ansehen und der Sache schadende Inszenierung schwuler Nichtmännlichkeit beklagen – und oft gern verbieten würden –, bilden einen mittlerweile schon traditionellen Bestandteil des alljährlichen Rituals.

Das politische Tuntentum, das so lange zum Kern der Bewegung gehörte, ist heute an den Rand gedrängt worden. Nicht etwa, dass es keine Tunten mit politischem Bewusstsein mehr gäbe, aber die Analyse, wonach Schwulenfeindlichkeit im Kern eine Weiblichkeitsfeindlichkeit sei, sie ist höchstens noch weit am Rande der Debatten zu finden. Der Fummel ist weitgehend vom politischen Signal zum bedeutungslosen Partyspaß geworden; normierte Männlichkeit bis hin zum *straight acting* ist die Regel, Tuntenfeindlichkeit nahezu allgegenwärtig.

* * *

Und so waren sie alle versammelt, dort im Ankleidespiegel meiner Schwester: Der Geist Ulrichs' mit seinem Konzept der weiblichen Seele, Freiherr von Teschenberg in seinem Ju-

gendstilkleid, die Siebziger-Jahre-*Feministen* mit ihrem von der BILD-Zeitung verspotteten „Marsch der Lid-schatten“ und ein paar übriggebliebene Polit-Tunten. Da waren Bilder der ob-

dachlosen Jugendlichen, die sich 1969 inmitten der Aufstände um das *Stonewall Inn* eingehakt und den Schlagstöcken ihr Tuntenlied entgegengeschmettert hatten:

„We are the Stonewall girls, we wear our hair in curls, we always dress with flair ...“

Da ertönte die enervierend schnarrende Stimme Volker Eschkes, der in Praunheims Filmpamphlet von 1971 einzig die Tunten vor seiner vernichtenden Polemik verschont hatte:

„Tunten sind nicht so verlogen wie der spießige Schwule. Tunten übertreiben ihre schwulen Eigenschaften und machen sich über sie lustig. Sie stellen damit die Normen unserer Gesellschaft infrage und zeigen, was es bedeutet, schwul zu sein.“⁸

Da waren die Knollennasen von Ralf König, deren tuntigste Protagonisten auch diejenigen waren, die schwulen Stolz, politisches Bewusstsein und charmanteste Selbstironie am glaubhaftesten repräsentierten. Und da waren einige meiner Freunde, für die es damals selbstverständlich zum schwulen Leben dazugehörte, dass man einander mit weiblichen Pronomen und Tunnennamen ansprach und sich zu besonderen Anlässen in einen geschmacklosen Fetzen zwängte.

Sie alle waren da. Aber sie alle zusammen kamen nicht an gegen die Welle der Scham, die mich überwältigte, als ich mein Spiegelbild ansah. Die emotionale Wucht, mit der sie mich traf, hatte ich nicht erwartet. Das war plötzlich gar nicht mehr witzig.

Nun könnte ich versuchen, auch diese Schamwelle in

einzelne Bilder und Stimmen zu zerlegen. Die älteste Stimme könnte zum Beispiel sagen:

„Ein Weib soll nicht Mannsgewand tragen, und ein Mann soll nicht Weiberkleider antun; denn wer solches tut, der ist dem HERRN, deinem Gott, ein Greuel“, 9

und sie bewiese damit gleichzeitig, dass es bereits in der mittleren Bronzezeit eine ausreichende Anzahl von Menschen gab, die man zur Einhaltung der heteronormativen Kleiderordnung zurückpfeifen musste. Ich könnte Stimmen wie die Kurt Hillers zitieren. Ich könnte auf meine Eltern, Tanten, Kindergärtnerinnen verweisen, die mir selbstverständlich früh beigebracht haben, welche Kleidung ich *auf keinen Fall* tragen darf. Ich könnte auf offizielle Gesetze verweisen, die es jedem Mann vor-

schrieben, mindestens drei „männliche“ Oberbekleidungsstücke zu tragen, oder auf den texanischen Gefängnisdirektor, der den männlichen Häftlingen rosa Unterwäsche zuweist, um ihre Männlichkeit zu kränken. Und ich könnte endlos so weitermachen.

Aber all das würde eine Vergleichbarkeit vortäuschen, die es nicht gibt. Diese Seite lässt sich nicht auf vermeintliche Einzelstimmen reduzieren. Sie hat auch keine Held*innenfiguren zu bieten. Die Stimme der Heteronormativität setzt sich aus Millionen flüsternder Stimmen zusammen, aus Millionen abschätziger Blicke, aus Millionen geschriebener und ungeschriebener Gesetze, aus Millionen Filmen, Romanen, Werbeanzeigen, Produkten, Erziehungsratgebern, Alltagsbemerkungen, Gerüchten, Herrenwitzen, Erzählungen und so

weiter und so weiter ... die alle eines klarstellen: Jeder männliche Mensch muss von klein auf jegliche Andeutung von vermeintlich weiblichem Gebaren und erst recht weiblichem Aussehen meiden wie Superman das Kryptonit.

Es fällt schwer, aus dem heteronormativen Grundbrummen, das unser ganzes Leben durchdröhnt, noch die einzelnen Stimmen herauszulösen, aus denen es besteht. Sie sind zwar einzeln benennbar, bilden zusammen aber ein Hintergrundphänomen wie die Luft, die wir ein- und ausatmen.

Dieses Brummen, Flüstern und Munkeln umgeben und lenken mich, seit ich lebe. Als Mann und insbesondere als schwuler Mann komme ich nicht darum herum, mit meiner Umwelt immer wieder zu verhandeln, inwieweit meine Erscheinung,

mein Verhalten, mein Schwulsein als „unmännlich“ erkannt oder auch nur projiziert werden. Der permanente Dialog zwischen mir selbst und dem „großen Flüstern“ prägt mein Verhalten und mein Selbstbild. Tappe ich auch nur einen Zentimeter in Richtung Weiblichkeit (oder was dafür gehalten wird), wird das Munkeln sofort lauter, bei jedem weiteren Schritt aggressiver. Die heteronormative Matrix straft mit Abwertung, mit Spott, mit Liebesentzug, mit Beschämung, um mich zur männlichen Ordnung zurückzurufen. Bei offener Grenzüberschreitung droht schließlich sogar offene Gewalt. Und das grüne Kleid meiner Schwester war genau das: die offene Grenzüberschreitung. Sie löste in meinem Inneren den Alarm aus, den sie auch in der Außenwelt ausgelöst hätte. Ich schämte mich wie kaum je zuvor in

meinem Leben. Es war unerträglich.

Nachdem ich geradezu panisch die grüne Gefahr von mir gerissen hatte, schämte ich mich immer noch, aber wegen einer ganz anderen Sache. Ich hatte gewagt, einen Zauberspiegel zu befragen: „Was passiert, wenn ich richtig breit *,nicht hete-*

ronormiert' auf mich selbst draufschreibe?“ Und die Antwort gefiel mir so wenig wie der Königin im Märchen: „Dann packt dich das nackte Grausen.“

Wie flüchtig war mein schwuler Stolz, wenn ihn ein Stückchen Stoff wegpusten konnte?

* * *

Seitdem arbeite ich an dieser ärgerlichen Sache, auf eine etwas verschämte Weise, zugegeben. Ich genieße die Auftritte charmanter Tunten und fühle mich dabei immer ein bisschen wie ein Parasit, der sich emanzipatorische Kraft aus den Normüberschreitungen anderer saugt. Ich beobachte immer wieder, dass Polit-Tunten die am wenigsten von akutem oder verdrängtem Selbsthass betroffenen Schwulen sind, die ich kennenlernen durfte. Fummel

und schwuler Selbsthass scheinen einander fast naturgesetzlich auszuschließen; das beeindruckt mich. Polit-Tunten ziehen mich an, weil sie eine Freiheit verkörpern, die ich mir selbst immer noch nicht zu hundert Prozent zugestehen kann: die Freiheit, auf Männlichkeit zu pfeifen und mir Freiräume zu erobern, die wirklich jenseits der erstickenden männlichen Normen liegen. Die Freiheit, notfalls den Alarm auszulösen und Privilegien zu op-

fern, um einfach man selbst sein zu können. Und nicht zuletzt bewundere ich den Kampf der Tunten dafür, dass *alle* das können. Dass Schwulsein als Anderssein akzeptiert wird und nicht als ein vermeintliches Gleich-

sein, das nur durch Verstecken des Andersseins notdürftig simuliert werden kann. Dass vermeintliche Weiblichkeit kein Anlass zur Abwertung bleibt. Alles das also, was ich unter Emanzipation verstehe.

* * *

Viele Jahre nach meiner Geisteranrufung vor dem Spiegel fand ich mich unversehens doch noch einmal in einem Kleid wieder. Eine Freundin packte beim gemeinsamen Flohmarktverkauf ihr altes Hochzeitskleid aus, ein eher schlichtes helles Leinenkleid mit Puffärmeln, und sie hatte eine al-

berne Idee. Diesmal starrten mich nicht nur Geister an, sondern etliche reale Menschen. Aber der innere Alarm blieb vollkommen stumm.

Es lag sicher nicht nur daran, dass mir Weiß einfach besser steht als Grün.

1 Ulrichs, Karl Heinrich: Memnon. Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings. Siebente Schrift. Schleiz 1868. S.115.

2 Ulrichs, Karl Heinrich: Inclusa, Anthropologische Studien über mann männliche Geschlechtsliebe. Zweite Schrift über mann männliche Liebe. Leipzig 1864. S. 12f.

3 Ulrichs, Karl Heinrich: Brief an die Schwester. Vier Briefe von Karl Heinrich Ulrichs (Numa Numantius) an seine Verwandten [1862], in: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 1, 1899. S. 50.

4 Ulrichs, Karl Heinrich: Inclusa, Anthropologische Studien über mann männliche Geschlechtsliebe. Zweite Schrift über mann männliche Liebe. Leipzig 1864. S. 19.

5 Ulrichs, Karl Heinrich: Brief an die Schwester. Vier Briefe von Karl Heinrich Ulrichs (Numa Numantius) an seine Verwandten [1862], in: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen 1, 1899. S. 47.

6 Mitteilungen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees 1926-1933, Faksimile-Nachdruck hrsg. von Friedemann Pfäfflin, Hamburg 1985. S. 346.

7 vgl. Herrn, Rainer: Sex brennt. Papier ausgelegt bei der Ausstellung „Magnus Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft und die Bücherverbrennung“ im Berliner Medizinhistorischen Museum der Charité, Mai bis September 2008.

8 Rosa von Praunheim: „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“, 1971.

9 CID – christliche internet dienst GmbH: Lutherbibel, auf: www.bibel-online.net/buch/luther_1912/5_mose/22/ (Februar 2016).

13 Kommentare zu "Selbstbildnis im Fummel (unvollendet)"



fink

— 12. November 2016 um 15:51

Hast du selber Fummelerfahrungen?

Wenn nein, warum nicht?

Ist dein kleiner Finger immer unter Kontrolle?

Was passiert mit dir, wenn du hörst, schwule Männer seien „weiblich“?

Magst du Tunten?

Ist politisches Tuntentum noch ein aktuelles Konzept?

Und wie ist das eigentlich bei Lesben?

Ich freue mich wie immer auf eure Kommentare.

[Antworten](#)





Tomi

— 12. November 2016 um 21:50



Lars

— 13. November 2016 um 19:55

Eine Welt, in der alle immerzu nur „männlich“ sind, wäre die Hölle.

[Antworten](#)



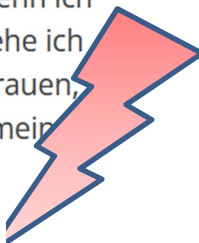
Toolboxx Blogger

— 11. Januar 2017 um 19:22

Zu mir: Nein, ich bin selber noch nie im Fummel unterwegs gewesen, geschweige denn, das ich ein Kleid angezogen habe. Es widerstrebt mir. Das liegt vielleicht daran, daß ich gerne ein Mann bin, und mich gerne mit männlichen Dingen beschäftige. Der überwiegende Teil weiblichen Seins weckt nicht mein Interesse, und oftmals sind mir feminine Verhaltensweisen, Interessen, oder Denkweisen suspekt – das wird vielen Frauen aber mit

Generell habe ich nichts gegen Frauen, obwohl mir aus den oben bereits erwähnten Gründen tendenziell Frauen eher, bzw. schneller auf die Nerven gehen als Männer. Ich möchte sogar behaupten, daß ich männliche Gesellschaft bevorzuge, wenn ich die Wahl habe. Gerade bei der Ausübung eines Berufs stehe ich da laut meinen Erfahrungen nicht alleine da (...und den Frauen, die das hier lesen, möchte ich sagen: Nix für ungut!). Ob mein

„... halt die schnauze and read again, darling“



Was bedeutet es feminin zu sein? Was gewinnen wir? Warum ist es gut?

[Antworten](#)



„ich und alle meine bois tragen kurzhaarfrisuren und glatzen EINFACH NUR weil sie super praktisch sind und wir ZUFÄLLIG ALLE finden, dass sie super praktisch sind und wir die praktikabilität sowieso mit löffeln gefressen haben, meine bois und ich, denn das wäre echt zu viel care, z.b. haircare oder sowie das halt heißt, nicht wahr, schau dir bernd an: der kommt ja mit der bartcare schon nicht hinterher.

Und ZUFÄLLIG können wir halt auch sagen, was das ist: praktisch sein.

Also wir sind uns da ZUFÄLLIG EINIG, dass hosen einfach viel (!) praktischer sind als röcke,aus gründen, ja, äh, ... die kann ich jetzte nicht aufzählen, ne,... das ist so

Hm.. wie EIN DIFFUSSES GEFÜHL, irgendwas mit taschen und breitbeinig hocken, ähhhh ...,



Chris

— 13. November 2016 um 12:19

chris, sag doch du jetzte mal was dazu, !“

Ich kenne das unter Schwulen eigentlich ständig, in schwulen Cliquen. Vermeintlich gute Schwule sind integriert. Sie sind angepasst, männlich, unauffällig, cool. Haben männliche schwule Hobbys. In allen schwulen Kreisen werden immer gerne abwertende Witze über Tucken gerissen. Geschichten werden erzählt über den einen Kerl der männlich im Profil wirkte, total weiblich in der Realität rüber kam. Total die Schwester!

Das ist Standard in unserer Szene.

„Du hast deinen Lidschlag auch nicht unter Kontrolle!“ – Großes Gelächter.

Als schwuler Mann sich dem Femininen hinzugeben, wird als Schwäche wahr genommen. Es ist ein Wettbewerb welcher Schwule am männlichsten ist. Tunten werden als schwule Clowns wahr genommen: „Sind das nicht immer Kabarettisten?“

Ich selbst hätte auch nicht den Mut einen Fummel zu tragen. Warum?

Man kann es reduzieren auf: Man möchte geliebt werden.

Ich muss aber sagen, selbst wenn das nicht wäre: Ich glaube ich würde es trotzdem nicht tun. Ich finde mich darin nicht attraktiv. Und nein, ich meine nicht das Empfinden der anderen. Das ist natürlich nicht unwichtig. Natürlich möchte man anderen gefallen. Ich meine aber auch: Ich möchte mir auch SELBST gefallen. Es ist nicht nur schwule Scham.

Mein Eindruck aber ist, dass das Feminine derzeit quasi tot ist. In Fil-



ich, ganz tünftig <3 AUSMALBILD

Tuntigsein macht einen Mann zur wandelnden Normverletzung.

Eine tuntige Inszenierung bringt alles zum Aufleuchten, was die Integrationisten (in Einklang mit den Homophoben) verabscheuen, und sie dient genau deswegen emanzipatorischen Aktivist*innen als Instrument der provokanten Selbstbehauptung und der Befreiung.



derzaunfink.wordpress.com